

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [6]

Artikel: Fluch und Segen
Autor: Gfeller, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Robert Rüegg, Zumikon.

Abendandacht.

Meine Mutter ist still geworden...

Meine Mutter ist still geworden,
All' ihre Macht gab sie fort,
Lenkt nicht mehr meine Schritte
Mit strengem Wort.

Meine Mutter ist still geworden,
Sinn nun weit mehr, als sie spricht,
Und meine sondren Wege,
Sie rügt sie nicht.

Aber wenn ich sie je befrage
Ueber mein Leben und Leid,
Sie weiß von jedem Tage
Gar wohl Bescheid.

Und sie lächelt zuweilen leise,
Nicht auch bedenklich und schwer,
Doch geizt sie mit dem Lobe
Und schilt nicht mehr.

Und ich suche doch ihre Augen,
Suche sie wie einst als Kind,
Die Augen, die so still nun
Und weise sind.

Ernst Zahn, Göttingen.

Fluch und Segen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung aus dem Emmental von Simon Gfeller, Egg bei Grünenmatt.

Wenn der alte Moosriedschulmeister — Gott hab ihn selig — in seinen braunroten Plüschpantoffeln auf der Sandsteinterrasse vor seinem Wohnstückerlein hin und her spazierte, von Zeit zu Zeit mit der Rechten das schneeweiße Kinnbärtlein strich oder das schwarzlammtene Imikäpplein zurechtrückte und dazu sträuf und sträuf guckte, dann plagte ihn in der Regel der Menschenhunger. Schwerhörigkeit hatte den Alten gezwungen, vom Amte zurückzutreten, obschon er immer noch lebhaften und regisamen Geistes war und am Sinnieren, Räsonnieren und Fabulieren große Freude hatte. Nur fehlte ihm jetzt sein altgewohntes Publikum. Den Schülern, die ihm willig und gläubig zugehört hatten, erzählte nunmehr ein anderer Geschichten, und seine treue Lebensgefährtin, die ihn von allen am besten verstanden hatte, ruhte auf dem Friedhof. Wohl tauschten die Nachbarn, wenn sie vorbeikamen, gern ein paar freundliche Worte mit ihm; aber wegen seiner Uebelhörigkeit war in Wechselrede mühsam mit ihm zu verkehren, und seinen Geschichten zu

lauschen, fehlte ihnen meistens die Zeit. So fühlte er sich denn oft recht einsam und empfand einen Besuch als eine Wohlthat, besonders wenn der Gast in der Kunst, ausdauernd und stillschweigend zuzuhören, wohlbewandert war. Das Brümlein seiner Rede, einmal im Fließen, wollte geruhjam plätschern, man durfte es nicht so bald ableiten oder zum Abtropfen zwingen. Uebrigens lohnte es sich wohl, ihm zuzuhören. Der Alte hatte viel erfahren und zu mehr als einem Törchen in das große Uhrwerk des Menschenlebens hineingeguckt. Was er erlebt und beobachtet hatte, wußte er nicht ohne Geschick zu schildern, und seine schlichte Erzählkunst kürzte mir manche Stunde. Selten verließ ich ihn, ohne von ihm einen guten Wink oder anregende Gedanken empfangen zu haben.

Es war an einem trüben unfreundlichen Stubenhochsonntag, als ich ihn wieder einmal aufsuchte. Ich traf ihn in seinem wohl durchwärmten Stübchen am Schreibpult, wo er in alten Briefen und Papieren herumkrante. Mir schien, er packte

seine Erinnerungsschätze etwas unmutig zusammen, und ich fürchtete schon, mein Kommen bedeute für ihn diesmal eine unliebsame Störung. Als ich mich aber mit einer Entschuldigung zurückziehen wollte, bat er mich zu bleiben und räumte seine Siebensachen in eine Schublade. Dabei fiel ihm ein altes Lichtbildchen zu Boden. Da ihm das Bildchen schon etwas sauer wurde, hob ich den Flüchtling auf und gewahrte auf dem abgeblähten Kärtchen die Halbfigur eines jungen Mädchens.

„Betrachten erlaubt?“ fragte ich.

„Warum nicht,“ nickte er und schloß das Pult.

Ich durfte mir zum Anschauen also gemächlich Zeit gönnen und trat ans Fenster.

Das verblichene Bildchen wies einen feingeschnittenen Mädchenkopf, der anmutig auf schlankem Halse saß. Ueber der Stirne scheidete sich glatt anliegendes Haar, dessen reiche Flechtenkrone mit einem breiten Sammetband festgehalten war. Den landläufigen Begriffen von Frauenhübsche entsprach das Bild nicht völlig, dafür zeichneten die Wangen zu schmal. Aus den Augen aber leuchtete es wie stiller Ernst und schwärmerische Weichheit, und der Mund formte sich in zartestem Liebreiz. Immerhin hätte mir das Bild kaum mehr als ein flüchtiges Wohlgefallen abzugewinnen vermocht, wenn ich nicht plötzlich auf der Rückseite die Aufschrift entdeckt hätte: Dem treuen Freunde. Christine Brand.

„Gilt die Widmung dir?“ konnte ich mich zu fragen nicht enthalten.

„Was meinst du?“

„Ob die Aufschrift dir gelte?“ Ich redete fortan lauter.

„Jaso. Natürlich gilt sie mir.“

„Dann ist diese Christine Brand wohl ein alter Schatz von dir?“ neckte ich lächelnd.

„Schatz? Nein, das nicht. Obwohl es mich, wie ich gestehen will, zu einer Zeit hoch beglückt hätte, wenn sie's gewesen wäre.“

„Also eine heimliche Liebe,“ neugierte ich, „ein romantisch-bittersüßer Jugendschwarm?“

„Beimache so etwas,“ gab er lächelnd zu.

„Das mußt du mir beichten, der heutige Nachmittag ist wie geschaffen dazu!“

Der Alte wiegte überlegend den Kopf: „Es könnte dir zu lange dauern, und ich friege wohl kaum mehr alles zusammen, was dazu gehört; mein Gedächtnis fängt doch auch an zu schwachen.“

Ich lächelte bloß und zwinkerte mit den Augen.

„Nein, nein, das ist es sicher nicht. Meine Person spielt in der Geschichte nur eine nebensächliche Rolle, und auf das, was du meinst, vermag ich mit ruhigem Lächeln zurückzublicken. Aber ich erwäge, wie schwer es ist, der Menschen innerstes Wesen zu erfassen, ihren Schwächen und Vorzügen gerecht zu werden und ihren Charakter wahr und treu zu schildern. Ihr behenden Jungen reimt euch Charakterzüge und Lebensschicksale der Leute aus ihren Gesichtszügen und andern Aeußerlichkeiten zusammen und kennt euch fix und fertig aus im Nu (der Sprecher unterstrich seine Worte mit einem spöttischen Lächeln, da-

mit ich merke, der Seitenhieb gelte mir); wir lang-samen unbehülflichen Alten wären froh, wenn wir verstünden und zu deuten wüßten, was sich vor unsern Augen ereignet. Denn des Menschen Seele ist wie ein tiefer See, der Menschen Gefühls- und Tatenleben wie Wellenspiel und Wogendrang dieses Sees. Ein Sonnenstrahl fällt durch den Wolfenriß: die Wellen wabern und lohen in hellem Brand. Glitzlichter tanzen ihren Funkenreigen; sie wachsen auf blauem Grund wie schneeweiße Blümchen: der See ist plötzlich eine Märchenwiese. Gespenstische Wolkenschatten huschen heran: das frohe Glanzblau erstirbt, und trauriggraues Duster start dir entgegen. Wetterstürme brausen, und trübe wallt es auf aus den Tiefen. Wellenkämme schäumen rauschend auf, stürzen ineinander und zerrinnen. Wogen treiben an dir vorüber. Welche die andere verstärkt und weitergetrieben, welche die andere gehemmt und verschlungen hat, du weißt es nicht. Dein Auge ist zu arm, um das große Mit- und Durcheinander zu entwirren und im einzelnen und ganzen zugleich zu erfassen, dein Geist zu schwach, um auch nur das wechselvolle Spiel der Kräfte an der Oberfläche zu begreifen und berechnen. Wer erst vermischt sich, die dunkeln Gewalten und Geheimnisse zu ergründen, die in der Tiefe schlummern? Der klarste Wasserspiegel spottet deiner Bemühungen und äfft dich: je näher du dich zu ihm niederbeugst und je angelegentlicher du hineinspähist, desto deutlicher strahlt er dir dein eigenes Bild entgegen. Manche freilich wännen, die tiefsten Wunder und Urgründe erforscht zu haben, wenn es ihnen gelungen ist, recht schlüpfrigen und ekligen Schlamm herauszuholen ...“

Der weißhaarige Alte schaute lange versunken in tiefes Sinnen wie in ferne Weiten, und ich hütete mich, ihn zu stören. Das Grundwasser seiner Seele war angebohrt und in Wallung; das Brunnlein mußte bald hervorspringen. Ich wartete geduldig und hatte mich nicht getäuscht. Nach einer Weile begann er wieder:

„Was bleibt uns zur Untätigkeit verdammt und überflüssig gewordenen Alten anderes übrig, als unser eigenes Leben und was damit verbunden war rückschauend noch einmal zu durchwandern und genießen? Fast reizt es mich, dir die Geschichte der Christine doch noch zu erzählen. Nur mußt du vorliebnehmen mit dem Stückwerk, das ich dir bieten kann, und mir einen gelegentlichen Seitenprung nicht verargen.“

Ich beruhigte ihn und gab meiner freudigen Erwartung Ausdruck.

„Vorerst sollst du dich behaglich einrichten; denn das Alter macht geschwächig, und so bald werde ich nicht zu Ende kommen.“ Er wies mir meinen Sitzplatz an auf dem gradlehnigen altväterischen Ruhebett, holte mir von seinem gutartigen blonden Holändertabaß, der mir so ausgezeichnet mundete, und rückte den Aschenbehälter herbei. „Stopf aber nicht so fest, daß du einen Schusterdaumen bekommst und vorzeitig hohlwangig wirst,“ scherzte er mit vergnügtem Blinzeln; „das Kraut steht dir zur Ver-

fügung für eine unbeschränkte Zahl von Ladungen!"

Ich dankte, zündete an und nestelte mich bequem in die Ecke. Er rückte sich ein dünnes Kissen in den leicht erwärmten Ofenwinkel, setzte sich darauf und streckte seine Beine länglings über die Ofenplatte. Ein kurzes Besinnen, dann hub er an zu erzählen:

„Am letzten Allerheiligentag vor sechsundvierzig Jahren hielt ich drüben in Moosried zum ersten Mal Schule. Ich war ein blutjunges Bürschlein, kaum zwanzig Jahre und kam direkt aus dem Seminar. Meine Habseligkeiten versperreten nicht viel Raum in der Welt, und die Moosriederbauern brauchten ihre Pferde nicht abzuradern, als sie mich abholten. Bett, Tisch, Stühle, Koffer und Bücherkiste hatten wohl Platz auf einem Brückenwäglein, und Kagenköpfe knallte man keine los, als ich einrückte. Mein Erstes war, daß ich mich nach einem Kostort umschaute. Eine reichhaltige Auswahl stand mir dabei nicht zu Gebote. Der Weiler Moosried bestand damals aus vier Bauernhäusern samt Nebengebäuden, einer Käserei und einem Schulhaus. Die übrigen zu meinem Schulkreis gehörenden Häuser lagen mir schon zu fern ab. Ich fragte den Präsidenten der Schulpflege um Rat. Der Mann hieß Andreas Dreher und wurde von jung und alt Ried-Rees genannt. Er war Besitzer zweier Bauerngehöfte zu Moosried und ein mit Geld wohl untersehter Filz. Das größere Gut mit dem neuen stattlichen Hause bewirtschaftete er selbst, das andere hatte er an einen Lehenmann verpachtet. Ried-Rees wollte aber mit mir nichts zu tun haben. Ein Wurf junger Schweine, deren Alte mit Tod abgegangen war, setzte seinen Milch- und Speisevorräten so arg zu, daß er es unmöglich wagen durfte, auch noch einen jungen hungrigen Schulmeister an die Kost zu nehmen. Die Ehre, mich beköstigen zu dürfen, überließ er uneigennützig seinem Pächter Jakob Brand. Dieser willigte nach einigen Bedenklichkeiten ein. Ich mußte geloben, ich wolle bei der allgemeinen Familienkost vergnügt sein, keine Extrakleberbissen verlangen und insbesondere die gesotenen Kartoffeln nicht verachten. Dann durfte ich mich zu Tische setzen und probieren, ob es mir schmecke. Wir bildeten eine ansehnliche Tafelrunde. Oben am Tische saß der Hausvater; links und rechts schlossen seine Kinder an, drei Buben und zwei Mädchen, und unten am Tische, zwischen Knecht und Magd, wies man mir meinen Platz an. Die Hausmutter fehlte; die Geburt eines Spätlings hatte sie das Leben gekostet. Mutter und Kind ruhten, wie mir Brand Jakob erzählte, seit fünf Jahren auf dem Friedhof. Das Hausfrauen- und Mutteramt verwaltete die älteste Tochter; Christine hieß sie; ihr Bild hast du soeben betrachtet. Sechzehnjährig hatte sie in der Mutter Fußstapfen treten müssen; liebe Hoffnungen waren ihr mit der Heimgegangenen ins Grab gesunken. Sie wäre so gerne Lehrerin geworden. Der alte Lehrer hatte diesen Wunsch in ihr wachgerufen und genährt; denn sie war sein Liebling. Was er an Büchern besaß, lieb er ihr gerne und versprach ihr kräftige Nachhülfe.

Und nun auf einmal zerriß der Tod all die zarten Traumgepinste! Das Buch mußte aus der Hand gelegt werden; der Platz des eben der Schule entwachsenen Mädchens war von nun an am Kochherd, am Waschbottich und an der Backmulde. Christine fügte sich willig und lebte sich mit jugendlicher Anpassungsfähigkeit in ihr neues Werk ein. Als ich ins Haus des Brand Jakob kam, war die Ein- undzwanzigjährige in der Führung der Hausgeschäfte bewanderter und sicherer als manche längst Verheiratete. Im Hause herrschte eine Ordnung und Reinlichkeit, wie sie in damaliger Zeit noch lange nicht überall anzutreffen war. Jede Woche wurde gesamstaget, d. h. der Stubenboden aufgelegt, das Küchengeschirr blank gepußt und das Fensterglas funkellauter gerieben. Christines Angehörige liefen nicht mit zerfetzten Hemdsärmeln und klaffenden Kleiderwunden umher. Abends nadelte sie bei spärlichem Lichte bis in alle Nacht hinein. Zwilchhandschuhe mußten geflickt sein, Ueberstrumpfkнопfe angenäht, Ellbogenlöcher gestopft, Hosengesäße gefattelt, und das Strümpfsohlen und Fersentappen wollte kein Ende nehmen. Und was nur schon das Obstdürren in selbem Winter für eine Aufgabe war! Die Fruchtbäume hatten so reich getragen, daß die Obstbettler, wenn man ihnen die Säcke füllen wollte, anhielten: „Nur nicht zuviel, nicht zuviel! Vergelts Gott, vergelts Gott!“ Vom Mosten wußte man noch wenig und besaß auch die notwendigen und zweckmäßigen Geschirre nicht. Der Verkauf von Grünobst beschränkte sich auf das, was in die Dörfer und Städte geliefert werden konnte; über die Grenze ging noch keins. So rüsteten wir denn fast jeden zweiten oder dritten Abend unsern Korb Äpfel oder Birnen, und die Christine mußte dörren und dörren, bis ihr die Schmitze im Traume nachliefen. Manche Frauen, wenn sie von Arbeit bedrängt sind, werden unliebenswürdig und kriegerisch, geraten ins Jagen und Jasten, ins Schimpfen und Schelten, und wer in ihre Nähe kommt, hat augenblicklich seinen Träf weg. Christine hingegen bewahrte auch in arbeitsreichen Zeiten fast immer ihr freundliches und ruhig-heiteres Wesen. Gewiß war auch sie auf ihre Hausfrauentüchtigkeit nicht wenig stolz. Lobte ein Gast ihr lockeres braungebackenes Brot, rühmte eine ältere Nachbarsfrau ihre Kochkunst oder die Wäsche lag wieder einmal weiß und glatt und wohlgeordnet im Schrein, dann strahlte ihr Gesicht von jener freudigen Genugtuung, die der schönste Lohn aller treuen und erfolgreichen Arbeit ist. Daraus leitete sie aber noch lange kein Recht ab, die andern abzukanzeln oder ihre Leistungen zu übersehen und zu mißachten. Mitunter freilich ward auch ihr die verfrühte Mutterrolle schwer genug. Wenn andere Mädchen auf den Markt, an den Spinnnet oder Tanzsonntag gingen, schickte sie ihnen lange, sehnsüchtige Blicke nach. Dann erwachte auch in ihr der Drang nach Lebensfreude, der diesem Lebensalter eigen ist. Ihr kam zum Bewußtsein, wie beengend ihre jungfrühe Lebenskraft an die müchterne Pflicht gefesselt war. Das junge Blut rebellierte, das Herz

pochte in heißem Verlangen, und die ledigen Jahre wollten ihr in trübem Lichte erscheinen, weil sie so selten an den Lustbarkeiten der andern teilnehmen durfte. Brand Jakob pflegte solche Anfälle nicht wichtig zu nehmen, mochte es unter dem Mieder der Töchter würgen und wogen wie es wollte, das berührte ihn wenig. . .“

„Doch nun habe ich,“ unterbrach sich der Erzähler, „gar nicht die richtige Reihenfolge innegehalten. Uns Alten ist freilich die Tüchtigkeit am Menschen die Hauptsache; aber wenn man jung ist, fällt anderes ebenso schwer in die Waagschale. Das erste, was ich an der Christine bemerkte, waren durchaus nicht ihre Hausfrauentugenden, sondern ihre strahlenden Augen, ihr blaßroter Mund, ihre ganze eigenfeine Schönheit. Ich erinnere mich noch deutlich, wie es mich überriete, als ich das erste Mal am Tische saß und diese sonnenwarmen Augen auf mich gerichtet fühlte. Sie saß auf dem Vorstuhl, mir schräg gegenüber und ermahnte mich wiederholt mit freundlichem Lächeln zum Zulangen. Der Umstand, daß sie hätte Lehrerin werden mögen, sicherte meiner Person und meinem Beruf von Anfang an ihr Wohlwollen. Ich fühlte mich bald recht heimisch im Hause des Brand Jakob. Christine konnte plaudern und scherzen, steckte voller Einfälle und neckte sich mit mir aufs unbefangenste. Der köstliche Wohlklang ihres leisen Lachens war mir eine Offenbarung seelischer Schönheit, und ihre selbstlose Hingabe für die Ihrigen rührte mich tief. Kurz, ich erblickte nur Vorzüge an ihr und war auf dem besten Wege, mich Hals über Kopf in sie zu verlieben. Sobald ich ihr aber schön tun wollte, wick sie mir mit großer Geschicklichkeit aus und wußte mich stets gutartig ablaufen zu lassen, daß mir der Mut verging. Ihre Ueberlegenheit, die ich nicht anerkennen wollte und dennoch spüren mußte, machte mich oftmals fuchsig. Mir schien, mit einem Menschen, der bare sechshundert Franken verdiene, sollte man nicht so umspringen. Denn nach meiner Meinung konnte man mit einer solchen Summe Berge verfehen. Meine Kenntnisse schätzte ich ebenfalls nicht gering ein und war nicht wenig stolz auf die Menschenkenntnis und Welterfahrung, die ich mir schon erworben hatte. Großer körperlicher Vorzüge konnte ich mich allerdings nicht rühmen. Ich war ein aufgestungelter Dünning und noch kein richtiger Mann, sondern nur das aufgesteckte Längenprofil eines solchen, und mit meinem Bartwuchs stand es keineswegs glänzend. Aber immerhin, was nicht war, konnte noch werden, und für Spreu ließ ich mich ungern ansehen. . . Da erfuhr ich eines Tages von den Jungburschen, Christine habe längst einen Schatz und sei wahrscheinlich bereits heimlich mit ihm versprochen. So etwas hatten mich meine Welterfahrung und Menschenkenntnis nicht ahnen lassen, und darum stürzte mich diese Kunde aus allen Himmeln herunter. Daß auch andere Burschen begehrt die Hand nach der lieblichen Blume austrecken könnten, war mir gar nicht eingefallen. In naiv jugendlicher Selbstsucht hatte ich mir eingebildet, sie sei

eigens für mich gewachsen. Nun war ich zu spät gekommen, und das traf mich hart. Ich zog mich zurück und fand plötzlich mein leeres Wohnzimmer heimeliger als Brands belebte Familienstube. Wenn mich Christine einlud, am Abend beim Rüsteln zu helfen, schützte ich Arbeit vor und ging heim. So klug war ich doch, daß ich meine schwere Enttäuschung verarbeitete, ohne jemanden davon zu sprechen. Nur meiner alten Geige vertraute ich mein Leid an und entlockte ihr manchen wehlichen Seufzer. Christine gegenüber suchte ich den Unbefangenen zu spielen. Meine Verschlossenheit und Wortfargheit kam ihr aber doch ungewohnt vor, und manchmal ruhten ihre Augen forschend auf mir. Es ist wohl möglich, daß sie ahnte, was in mir vorging. Wenigstens behandelte sie mich mit Rücksicht und gleichbleibender Freundlichkeit. So argwöhnisch ich sie auch beobachtete, nie bemerkte ich ein geringschätziges oder übermütiges Spottlächeln auf ihren Lippen. Andersfalls hätte ich sofort das Haus geräumt, das stand bei mir fest. Solcher Dummheit, die mich am sichersten veruraten hätte, wäre ich wohl fähig gewesen. Großes Verlangen auch trug ich darnach, jenen Burschen kennen zu lernen, der sie mir, wie ich mir einredete, vorweggestohlen hatte. Samstag abends ging ich extra zum Barbier, um mir den keimenden Bart locken zu lassen, und mischte mich nachher am Wirtshausisch unter das junge Volk. Meine Mühe war nicht vergebens. Karl Flück, der älteste Sohn des Gumbbauern, Christinens heimlich Verlobter, war auch anwesend. Ich hatte erwartet, einen besonders flotten und stattlichen Burschen zu finden; nun schien es einer zu sein, von denen zwölf auf ein Duzend gehen. Warum sich die Christine, dieses lebensvolle frische Geschöpf, just einen solchen Menschen auserlesen hatte, vermochte ich nicht zu begreifen. Er ragte weder durch Körpergestalt noch Begabung unter den andern irgendwie hervor und stammte aus einer kinderreichen, keineswegs besonders begüterten Familie. Man rühmte ihm nach, daß er ein tüchtiger Schaffer sei, wußte aber auch von jähzornigem, ungehobeltem Wesen Beispiele. Als ich vorsichtig, mit gemachter Gleichgültigkeit nachforschte, wie wohl Christine zu diesem Anbeter gekommen sei, hieß es: „Nachgelaufen ist er ihr; fast die Füße abgetreten hat er ihr. Auch war sie ihm zu Dank verpflichtet. Als sie einmal abends vom Dorf durch den Riedwald heimkehrte, wurde sie in der Nähe der Gumm von einem Bagabunden angefallen und vermochte sich seiner kaum mehr zu erwehren. Da kam Karl Flück dazu, befreite sie, und das mag sie ihm hoch angeschlagen haben. Und zudem, was ist mit dieser Christine denn Besonderes los? Vermögen wird wenig vorhanden sein bei Brands, und wenn fünfe ein Rücklein teilen, gibts magere Stücke. An Länzern hat es ihr nie gefehlt; aber zum Taufstein begehrte sie keiner zu führen als Karl Flück. . .“ Nun hatte ich doch wenigstens einige Anhaltspunkte. Ich hatte zu wenig bedacht, wie sehr sich die Glut



Arthur Riedel, Basel.

Sonntagskinder.
Radierung.

der Liebe in so vielen Fällen nach der Höhe der Katasterschätzung und dem Versteuerbaren richtet, zu wenig überlegt, wie solches auf ein empfindsames Mädchenherz einwirken mußte. An dieser kalten Berechnung der andern gemessen, gewann Karl Flück entschieden. Immerhin mochte ihm Christine mehr aus Dankbarkeit und Gutherzigkeit als aus warmer Zuneigung ihr Jawort geschenkt haben. Liebe, schien mir, sollte ein Mädchen einem solchen Menschen nicht entgegenbringen können. Mir kam er entschieden widrig und abstoßend vor, seine Augen gefielen mir nicht, versteckte Brutalität lauerte darin. Oder waren meine Augen parteiisch? Trübten Eifersucht, Neid und Mißgunst mein Urteil? Ich vermochte nicht ins Klare zu kommen. Der ungewohnte Weingenuß regte mich auf, spiegelte mir beängstigende Zukunftsbilder vor, und mein Kopf war von Gedanken schwer, als ich ihn aufs Hauptkissen legte. Wenn er sie roh behandelte, wenn sie unglücklich würde... Ach, der Christine hätte ich alles Glück gönnen mögen!

Am andern Tage dachte ich wieder nüchterner. Sie hatte durch ihre Wahl in meinen Augen ein Weniges von ihrem Werte eingebüßt. In Zukunft vermochte ich ihr fester und selbstbewußter entgegenzutreten. Sogar dazu verstieg ich mich, sie mit ihrem Schatz zu necken; aber meine Neckereien glichen unausgereiften Schattseitentrauben, sie schmeckten herb und säuerlich. Wenn Christine nicht gewußt hätte, wo der Hase im Kohl lag, jetzt merkte sie es sicher. Meine geheime Wut auf diesen Karl Flück schimmerte zu deutlich durch. An ihm selber hatte ich keine Gelegenheit sie auszulassen, er ließ sich nie blicken; das Verhältnis wurde vor den Leuten geheimgehalten. Mich nahm sehr wunder, ob er sie im verstohlenen Besuche. Ein paar Abende paßte ich ihm auf, bis mir die Kälte beinahe die Zehen vorn abgefressen hatte. Dann verleidete mir das undankbare Geschäft, ich schlüpfte unter die warme Decke und kümmerte mich nicht weiter darum.

Nun begab es sich ausgangs jenes Winters, daß der langjährige Moosried-Käser starb. Die Stelle wurde unverzüglich ausgeschrieben, und es meldete sich eine beträchtliche Zahl von Bewerbern. Die Wahl des neuen Käfers gab im Weiler viel zu reden. Die Moosrieder hielten auf ein schönes Mulchen Käse und waren nicht zufrieden, wenn ihre Abrechnung nicht die höchste war im Umkreis. Das war nun in den letzten zwei, drei Jahren nicht mehr der Fall gewesen. Der Käsherr klagte, die Ware sei zu wenig offen, und ließ Ausschuß liegen. Die Bauern gaben dem Käser schuld, er brenne den Teig zu stark ein und bringe die Käse zu spät

in die Heizung. Der Käser schob die Schuld auf mangelhafte Einrichtungen in der Hütte und klagte über schlechtgereinigte Transportgeschirre. So hatte der Tod ein schon ohnehin gestörtes Verhältnis gelöst und die Bauern der unangenehmen Aufgabe enthoben, ihren alten Käser wegzuwählen. Nun wollten sie sich wohl vorsehen und nur einen ganz tüchtigen anstellen. Abordnungen wurden ausgeschickt nach allen Seiten, um Auskünfte einzuziehen. An der Hüttengemeinde erschien das letzte Bein, während bei meiner Wahl die Schulgemeindeversammlung kaum beschlußfähig gewesen war. Ich wurde mit Bitterkeit inne, wieviel wichtiger ihnen die Wahl eines Käfers galt. Aber eben, dem Käser vertrauen sie die kostbare Milch ihrer Kühe an, geben ihm Werte unter die Hand, die in die Zehntausender steigen, und zum Lehrer schicken sie bloß ihre Kinder!

Der Neugewählte hieß Rudolf Roth und stammte aus einer bestbekanntesten Käser- und Schwingerfamilie. Sein Vater hatte mit Käsen und Milchkaufen ein beträchtliches Vermögen erworben. Rudolf hatte ihm dabei von Kindsbeinen an geholfen und sich die außerordentlich günstige Gelegenheit zur gründlichen Erlernung des Berufes wohl zunutze gemacht. Trotzdem mußte er auch noch zum Dinkel in die Schule, und dieser übernahm es, ihn in die letzten Feinheiten der Käsebereitung einzuführen. Nach Beendigung der Lehrzeit hatten ihm Vater und Dinkel zu einer Stelle verholfen, die er so wohl ausfüllte, daß nur ein Lob darüber zu vernehmen war. Von jener Stelle weg meldete er sich in Moosried und stellte sich persönlich vor. Und fast mehr noch als seine glänzenden Zeugnisse wirkte seine gewinnende Persönlichkeit. Er verstand mit den Leuten in Ernst und Scherz zu reden und besaß die Gabe, sich angenehm und beliebt zu machen. Darum wurde er beinahe einstimmig gewählt, und als die Hüttenge-

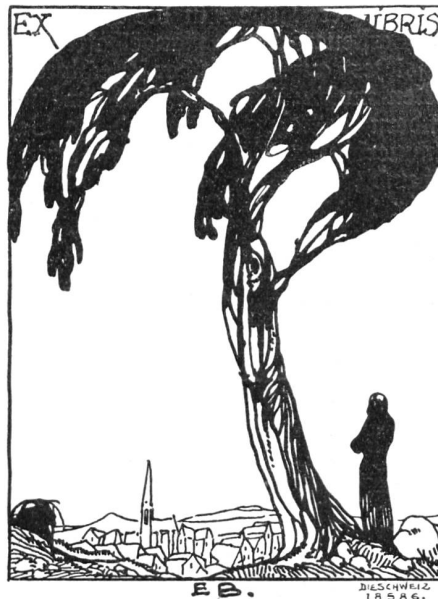
meinde ausging, nickten sich die Moosriedbauern vergnügt zu, rieben die Hände und schmunzelten, als ob ihnen ein unverdientes Glück widerfahren wäre.

Natürlich schloß auch ich bald einmal mit dem Neuen gute Bekanntschaft. Ich kann nicht sagen, wie froh ich war, an ihm einen geeigneten, fast gleichaltrigen Genossen zu finden. Die Käser sind im allgemeinen ein Stand, auf den das Land stolz sein kann, und gar mancher Landlehrer hält gerne und treu zusammen mit einem intelligenten Käser. Bald war ich in der Freizeit fast mehr in der Käsehütte als im Schulhause daheim. Rudolf war ein lustiger Fink, der jedem schnell ein heiteres Gesprächlein zu pfeifen verstand. Nie langweilte man sich bei ihm, und wer ihm bei der Arbeit zusah, mußte gestehen, er sei ein Prachtskerl. Sei, wie



EX LIBRIS

spielten seine Armmuskeln, wenn er den Käse auf der Presse kehrte! Wie flogen beim Salzen im Käsespeicher die schweren Laibe hinauf in die obersten Schubfächer! Die anstrengendste Arbeit bewältigte er spielend, Ermüdung schien er nicht zu kennen. Alles an ihm atmete Frische und Spannkraft, Selbstsicherheit und Männlichkeit. Und wie seine Augen in ungebrochenem Jugendfeuer blitzten, so sieghaft froh, so bezwingend! Man mußte ihn gern kriegen; ich selber war eine Zeit lang ganz vernarrt in ihn. Und erst die Weibsleute! Welches Landmädchen möchte nicht gerne Käserin werden oder Sennin, wie man sie damals nannte? Wer darf so aus dem Vollen schöpfen wie eine Sennin? Wem fließt Milch und Rahm so reichlich zu einem Nideltkaffee, wer darf so tief in den Käse einhauen, so tief in den Butterhasen langen, so himmlisch unbesorgt kühn und die Kartoffeln schmalzen, bis sie von selber aus der Pfanne spazieren, wie eine Sennin? Und nun denke man sich als Zugabe und Krone dieses süßen Loses noch einen Mann von der Währung Rudolfs, und man wird begreifen, daß verschiedene Bauertöchter von nun an selber mit dem Butterkörbchen in die Hütte liefen und daß



in freundnachbarlichen Verkehr trat. Als ich ihm mitteilte, Christine sei bereits vergeben, horchte er kurz auf und meinte leichtthin: „Das ist fast schade. Die Christine ist ein verteuft nettes Mädchen, einmal nicht so ein rotes dickbackiges Rundapfelgesicht, sondern etwas Apartes, Raffiges! Na, wenn sie schon Einen hat, desto besser; dann darf man doch zu ihnen unters Dach treten, ohne daß die Leute Anlaß haben, ihre Mäuler aufzureißen, man grüße um Weibervolk!“

(Fortsetzung folgt).

Ueber Buchzeichen (Exlibris).

Zu sechs Entwürfen des Verfassers.

Durch unsere schnellebige Zeit mit all ihrem nervösen Haften und Jagen geht ein stilles starkes Sehnen nach Ausspannung, Zerstreuung, nach geistigem Genuß. Die Großzahl der Gebildeten findet diesen in Büchern, und so treffen wir heute mehr Menschen denn je, die den Wert eines eigenen Buches zu schätzen wissen, denen eine — wenn auch bescheidene — Hausbibliothek ein geistiges Kapital bedeutet, von dem sie, ohne ein Schwinden befürchten zu müssen, nach Belieben und Bedürfnis zehren können. Allerdings nicht jedermann kann sich einen solchen geistigen Hauschatz schaffen; aber gerade hier vermag der gute Wille sehr viel, und wer sich einmal ernstlich aufgerafft hat, wer schon das stolze Glücksgefühl empfunden, das von einer langsam, doch stetig sich mehrenden Reihe großer und kleiner Bände ausströmt, und wer schon an sich die beruhigende Macht und die stille Freude verspürt hat, die ein solcher Schatz zu spenden vermag, der wird ein bescheidenes Opfer nicht scheuen. Das von Künstlerkreisen ausgegangene Bestreben, diesen geistigen Schätzen auch nach außen ein würdiges Kleid zu geben, hat überall Anklang und Unterstützung

gefunden. Ruhig dürfen wir sagen, daß heute von jedem einsichtigen Autor und Verleger dem künstlerischen, beziehungsweise geschmacklichen Moment — auch wenn es sich hierbei



lediglich um die Anordnung des Satzes, die Wahl der Type oder die Bestimmung der Umschlagfarbe handeln sollte — die gebührende Beachtung geschenkt wird. Und dies, wie die ideellen und materiellen Erfolge beweisen, mit Berechtigung und Vorteil. Nun fordern die Sitte und gewisse Umstände, daß man irgendwo, am besten wohl auf der innern Umschlagseite, den Namen des Besitzers einträgt. Dies ist selbst dann zu empfehlen, wenn man — was selbstverständlich ist — seine lieben Freunde und Bekannten, denen man seine Schätze leiht, im Besitze der für solche Fälle wünschenswerten Charaktereigenschaften weiß. Je mehr Sorgfalt aber der künstlerischen Ausstattung gewidmet wurde und je vollkommener der Bilderschnitt des Buches ist, um so schwerer muß es dem feinfühlernden Bücherfreund fallen, es irgendwo mit seinem eigenen lieben Namen zu bekräfteln, da ihm doch das ästhetische Gefühl sagt, daß dort nur Bilderschnitt,